

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Ekleme-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauh, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 7

Wiesbaden, den 11. Januar 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 11. Januar:	Engels
Montag, 12. Januar:	Ernt
Dienstag, 13. Januar:	Gottfried
Mittwoch, 14. Januar:	Hilarius
Donnerstag, 15. Jan.:	Paul, Einsiedler
Freitag, 16. Januar:	Margellus
Sonntag, 17. Januar:	Antonius, Abt

Erster Sonntag nach dem Feste der hl. drei Könige. Evangelium des hl. Lukas 2, 42-52.

Als Jesus zwölf Jahre alt war, reisten seine Eltern, wie gewöhnlich, zum Feste nach Jerusalem. Und da sie am Ende der Festtage wieder zurückkehrten, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, ohne daß es seine Eltern wußten. Da sie aber meinten, er sei bei der Reisegesellschaft, so machten sie eine Tagreise und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn. Und es geschah, nach drei Tagen fanden sie ihn im Tempel sitzend unter den Lehrern,

wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und es erstaunten alle, die ihn hörten, über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, wunderten sie sich, und seine Mutter sprach zu ihm: Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht! Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist? Sie aber verstanden die Rede nicht, die er zu ihnen sagte. Und er zog mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen untertan. Und seine Mutter bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Jesus, ein König unserer Tempel und Gottesdienste

Zum erstenmal offenbart sich im heutigen Evangelium der Erlöser als Gott. Uebermenschliche Weisheit leuchtet aus seinen Antworten, die er den Schriftgelehrten im Tempel gibt. So daß diese sich sehr verwunderten. Wo ihnen wohl der Gedanke gekommen sein mag, daß der vor ihnen in ihrer Mitte stehende Knabe ein überirdisches Wesen, vom Himmel gesandt sein konnte? Vielleicht, jedenfalls wurde ein solcher Gedanke nicht weiter verfolgt, denn er widersprach ganz und gar den Vorstellungen, die sich die jüdische gelehrte Welt von dem Erlöser machte. Für die Juden war der kommende Messias ein mit Glanz und Herrschergehalt ausgestatteter Fürst, der das israelitische Reich zur Unabhängigkeit, zu großen Waffentaten und zur früheren Glanzperiode Davids und Salomons führte. Aus all den wunderbaren Reden des Jesusknaben im Tempel ist uns von der hl. Schrift nur ein Wort überliefert. Es ist das Wort, das über seine Lippen kam, als Maria und Joseph ihn fanden: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“

1. Der Tempel, das Haus Gottes, ist ihm also das Erste. Immer hat sich Gott mit besonderer Sorgfalt des Ortes seiner Wohnstätte angenommen. Wie genau und bis ins Einzelne gehend lauteten die Vorschriften Gottes im Alten Bund über die Behandlung des heiligen Zeltes in der Stiftshütte. Moses empfing darüber eine ganze Reihe Belehrungen aus dem Munde Gottes, als er auf dem Berge Sinai weilte. Und wie hart hat Gott jene bestraft, die sich über diese Vorschriften hinwegsetzten. Als einmal ein Mann angetroffen wurde, der am Sabbate Holz sammelte, wurde er vor Moses und Aaron geführt. Da diese nicht wußten, wie sie die Übertretung bestrafen sollten, fragte Moses den Herrn im heiligen Zelte. Der Herr sprach: „Dieser Mensch soll sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen.“ Da führt sie ihn hinaus und steinigten ihn. Einige Zeit nachher erhoben sich 250 angesehenen Männer wider Moses und Aaron. Es war die Rotte um Kore, Dathan und Abiron, die sich wider die von Gott gegebene Ordnung auflehnten und gleiche Rechte verlangten wie die Priester. Am nächsten Tage wurde das Volk zu den Zelten der drei Ältesten geführt, wo es Bausatz war,

wie die Erde sich aufrat und die drei Empörer verschlang.

Zur Zeit, als die Bundeslade auf einem Wagen mitgeführt wurde, geriet die heilige Lade ins Wanken und drohte vom Wagen zu fallen. Rasch trat ein Mann hinzu und stützte die Lade. Aber sofort fiel er wie vom Bilde getroffen, tot nieder. Denn es bestand die heilige Vorschrift, daß nur die Priester die heilige Lade berühren durften. Durch dieses strenge Strafgericht wollte der Herr zeigen, daß niemand das Recht habe, sich über seine Satzungen hinwegzusetzen, und daß er die Übertretung strafen werde.

Als der Tempel gebaut war und das heilige Zelt endlich einen Ruheplatz gefunden hatte, wurde der Gottesdienst im Tempel auf das genaueste geregelt. Der Tempel zu Jerusalem war die einzige Stelle, an der Opfer dargebracht werden durften. Es bestanden zwar auch anderswo schöne Synagogen, wenn auch gegen die Vorschrift des Gesetzes, aber nirgends wurde ein Gottesdienst ähnlich dem in Jerusalem gehalten. Die ganze Aufmerksamkeit und das heilige Interesse der Juden sollte nach dem Heiligtum in Jerusalem hingelenken, damit die Stammesreinheit und religiöse Zusammengehörigkeit bewahrt blieb.

Auf den Befehl Gottes und nach dessen Anweisungen wurde im Tempel ein prunkvoller Gottesdienst eingerichtet. Die heiligen Feste, besonders jene, zu denen die Israeliten aus dem ganzen Lande erscheinen mußten, wurden unter großen Feierlichkeiten abgehalten, so daß es wohl erklärlich war, wenn die Juden aus der Diaspora, die nicht alle Jahre die Reise nach Jerusalem machen konnten, sich wieder nach dem Tage sehnten, wann es ihnen vergönnt war, ihren Fuß in die heilige Stätte zu setzen und dem erhebenden Gottesdienste im Tempel beizuwohnen.

Als der Herr selber auf Erden weilte und das Judenland mit seiner Gegenwart beehrte, ließ er es sich nicht nehmen, die Vorschriften der jüdischen Kirche auf das gewissenhafteste zu beobachten, obgleich er gar nicht unter dem Gesetze stand. So ließ er das Gesetz der Beschneidung an sich vollziehen. Er ließ sich in den Tempel tragen und die gefehliche Darstellung erfüllen. Von seinem zwölften Lebensjahre ab

besuchte er dreimal im Jahre den Tempel zu Jerusalem und brachte die vorgeschriebenen Opfer dar, so wie es das Gesetz vorschrieb. Und kurz vor seinem Lebensende, als er den Tempel betrat und die greuliche Verunehrung der heiligen Stätte durch die jüdischen Handelsleute beobachtete, griff er zu einem Stricke, um eigenhändig die Säuberung vorzunehmen. „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.“ Mit diesen in heiligem Hone gesprochenen Worten wollte er die Heiligkeit des jüdischen Tempels als der Wohnung des Allerhöchsten hervorheben.

In der neutestamentlichen Kirche mit ihrem unblutigen die alten Bräutigam Opfer der jüdischen Kirche weit in den Schattungen stehenden heiligen Messias bestehen ebenfalls viele, ganz ins Einzelne gehender Vorschriften über die Behandlung und Darbringung dieses Opfers. Mit einem Kranze von weisen Vorschriften hat die Kirche ihre Liturgie umgeben, damit alles der Willkür entzückt und einer geziemenden Behandlung unterworfen sei.

2. Darans ist zu entnehmen, daß es eine Ehre und eine Freude ist für den Christen, dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen. Daß es für ihn eine Pflicht ist, wissen wir aus dem Gebote der Kirche. Aber nicht die Pflicht wollen wir heute betonen, diese versteht sich für einen treuen Katholiken von selbst, sondern die seelische Erholung, die der Sonntagsgottesdienst bietet.

Worin besteht denn die Erholung bei der Sonntagsmesse?

Ich gehe Sonntags in das Haus meines Vaters. In der Kirche wohnt Gott, mein Vater. Die heiligste Dreifaltigkeit hat dort ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Gott sorgt für mich, für alle meine Bedürfnisse hat er ein wachames Auge und liebevolles Verständnis. Das gibt mir eine große Veruhigung. Da kann ich ohne Angst mich meinen Berufsarbeiten widmen. Gott nimmt mir zwar die Sorge für meinen Unterhalt nicht gänzlich ab. Er will, daß ich alle menschlichen Kenntnisse anwende, um ihrer los zu werden. Aber er nimmt diesen Sorgen die quälende Ungewißheit und verleiht mir dadurch eine Sicherheit im Auftreten und die Gewißheit über den endgültigen Erfolg meiner Arbeit. Das liegt im Sonntagsgottesdienste.

Die Liturgie des sonntäglichen Hochamtes — ich spreche hier vom Hochamte als dem amtlichen Gottesdienste für die Pfarrgemeinde — hat etwas ungemein anziehendes; festliches und verfühliches. Der Wechselgesang zwischen Priester und Volk, besonders das oft wiederholte „Der Herr sei mit euch und mit deinem Geiste“, die inhaltsreichen ergreifenden Fürbitten des Priesters für die Nöte und Zustände der Gemeinde, und dann die wohlmeinenden Worte des Seelforgers auf der Kanzel rufen eine heilige Interessengemeinschaft zwischen Hirt und Herde wach. Diese Interessen entziehen uns den alltäglichen Gedanken und Sorgen des Lebens und erheben das Herz himmelwärts, wie die Aufforderung des Priesters bei der Prästation ja auch dahin lautet: „Sursum corda, empor die Herzen!“

Im Sonntagshochamt gibt es keine Ungleichheit der Stände. Jeder hat Zutritt zur Kirche, niemand darf ferngehalten werden. Für alle wird gebetet. Der Pfarrer ist strengstens verpflichtet, die Früchte des sonntäglichen Opfers der ganzen Gemeinde zuzuwenden, ohne ein Messpendium dafür annehmen zu dürfen. Also auch dem Armen, der vielleicht nicht in der Lage ist, eine Messe zu bestellen und den Betrag dafür zu zahlen, wird im Sonntagsamt Gelegenheit gegeben, für seine Anliegen einen amtlichen Vertreter bei Gott zu bestellen und seine Interessen gewahrt zu sehen. Und unserem Herrgott dürfen wir es ruhig überlassen, wie er die Gnaden des Sonntagshochamtes verteilt. Er wird Sorge tragen, daß nur in Ansehung der Würdigkeit, Bedürftigkeit und Verdienstlichkeit gemessen wird.

Fast uns den Sonntagsgottesdienst stets als das betrachten, was er sein soll, eine Gelegenheit, wenigstens einmal in der Woche unserm Vater im Himmel sich zu nähern, ihm zu danken für den gnädigen Schutz während der vergangenen Woche und sich seiner Hilfe für die kommende zu empfehlen. Das Sonntagsamt soll sein ein Atemholen der Seele, ein kräftiger Schritt nach oben, heraus aus der Unrast dieser Welt, ein Blick hoch oben von der Höhe des erstiegenen Berges über die weiten Fluren der Welt bis hinan zum fernem Ziel, das da vorne vor uns liegt.

Und jedem, der abwendig machen will von diesem heiligen Sonntagsgebot, laßt uns mit dem Heiland sagen: „Wißt ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist.“ Upe.



Die hl. Christiane

10. Januar

In ihrer Jugend mußte sie als Diensthote das Vieh hüten. Aber sie wählte aus dieser Beschäftigung Ruhe zu ziehen. Während ihre Tiere unten am Boden weideten, suchte sie ihre geistige Nahrung in der Betrachtung der Dinge oben am Himmel. Sie brachte es darin zu großer Fertigkeit und hatte an anderen weltlichen Unterhaltungen keine Freude. Ihr ganzes Wesen atmete völlige Reinheit und heilige Anmut. Wenn sie ein unanständiges Wort hören mußte, ging ihr das so nahe, daß sie sich erbrechen mußte. Es war ihr deshalb nichts lieber, als wenn sie allein bleiben konnte.

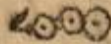
Ihre Verwandten wollten sie zum Heiraten zwingen. Sie wurde geschlagen und beschimpft. Da entfloß sie und nahm in einer entfernten Stadt bei einer rechtschaffenen Bürgerfamilie einen Dienst an. Sie verlangte keinen Lohn, sondern nur Freiheit in der Ausübung der christlichen Pflichten. Später machte sie eine Wallfahrt nach Rom, wo sie in das Haus einer frommen Witwe kam. Bald darauf tat sie sich mit mehreren anderen gleichgesinnten Jungfrauen zusammen und begann ein klösterliches Leben.

Als sie 70 Jahre alt war, wurde sie vom Schlage gerührt und blieb drei Jahre lang gelähmt. Die Klosterfrauen schätzten sie auch in diesem Zustande hoch und trugen sie täglich in die Kirche zur hl. Messe.

Zehn Tage lang mußte man sie unbeerdigt lassen, da alle sie noch einmal sehen und in ihr von überirdischem Glanze und Schönheit geschmücktes Antlitz schauen wollten.

Auch im dienenden Stande ist es möglich, ein reines, Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Je mehr du dich erniedrigst und hier auf Erden ein unbeachtetes demütiges Leben führst, desto mehr wird dich Gott erheben.

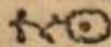
„Den Stolzen widersteht Gott, den Demütigen aber gibt er seine Gnade.“



Teuerung und Geisteskost

Die Entwertung des Geldes ist das all-gemeine Schreckgespenst. Mancher, den die täglich steigende Teuerung aller Bedarfsgegenstände entsetzt, glaubt sich berechtigt oder gar verpflichtet, von der Zufuhr teurer Geistesnahrung abzusehen, zumal auch die Bücher und Zeitschriften erheblich im Preise anzusehen müßten. Die Enthaltung von der geistigen Kost wäre aber nichts anderes als geistiger Selbstmord. Und wer versteht Vergleiche zu ziehen, wird gern anerkennen, daß auf dem Büchermarkt auch nicht entfernt Steigerungen von der Höhe der täglichen Bedarfsartikel eingetreten sind. Hier hat noch kein Schieberturn seine verwöhnenden Machenschaften entwickeln können, und dem ehelichen Buchhandel gebührt für seine opferwillige Haltung — bei sechs- und mehrfachen Papierpreisen und der teilweise wahnwitzigen Hochspannung der übrigen Bedarfsstoffe! — der Dank der Verbraucher. Gerade unsere Zeit aber verlangt edle Unterhaltung, Entspannung durch Vektüre und Teilnahme am Geisteslamps, der zumal für die Katholiken ernste Mitarbeit und ständige Wachsamkeit erfordert. Wir dürfen unsere Presse nicht ohne Unterstützung lassen! Und eine altverdiente Zeitschrift, die „ungewöhnliche Verdienste um echt katholischen und sittlichen Geist“ (wie Universitäts-Professor Dr. Mausbach sagt) sich erworben, werden wir nicht vergessen. Ungezählte Millionen hat sie durch ihre ruhige, zielbewusste Unterhaltung selber Ruhe und Festigkeit gegeben, und manches ergauten Lesers schönste Kindheitserrinerungen knüpfen sich an Stunden, da ihre Blätter von allem Großen und Guten erzählten, das draußen in der Welt wartet oder im Herzen unserer Dichter Gestalt gewann. Es ist die Alte und Neue Welt (Verlag Benziger & Co. in Köln), die heute ihren 54. Jahrgang antritt (12 Bände 18 Mark, das Heft 1.50 Mark). Die Alte und Neue Welt zu bestellen, zu empfehlen oder als Festgeschenk seinen Lieben zu stiften, ist Pflicht jedes einzelnen, der sich als Mitglied der großen katholischen Gemeinschaft fühlt und weiß, was wir dieser alterprobten Zeitschrift schuldig sind.

Laurens Kiesgen.



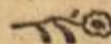
Der verlorene Sohn

In unserer Zeit sind die Klagen der Unvollständigkeit der Jugend fast allgemein. Den heranwachsenden Söhnen und Töchtern wird es zu eng und zu streng im Vaterhause. Sobald sie etwas verdienen, ziehen sie aus dem Vaterhause, mieten in einem anderen Stadtteile eine Bude, um ungesungener Leben zu können, und gleichen so dem verlorenen Sohne, der Haus und Heim verließ, um sein Vermögen an einem anderen Orte zu vergeuden. Auch diese emanzipierten Söhne und Töchter verschwenden gewöhnlich ihr Vermögen, nämlich ihre Arbeitskraft und ihren Verdienst im ärgelosen Leben. Manchen Vater hörte ich darob klagen und manche Mutter sah ich bittere Tränen weinen. Was soll da geschehen?

Es ist notwendig, daß unsere braven, guten katholischen Arbeiter mehr als in früheren Zeiten, die nicht so gefährlich waren, ein offenes Auge haben für die Erziehung ihrer Kinder, besonders ihrer Knaben, der heranwachsenden Jünglinge. Der Vater muß den jungen Mann nicht aus den Augen verlieren; er muß sich

stets bewußt bleiben, daß er Vater ist und Vater bleibt. Ein Vater und eine Mutter kann nicht alles erzwingen und die besten Eltern können es nicht unmöglich machen, daß der Knabe auf böse Wege geht und durch verkehrten Umgang Schifferbruch leidet an seinem Geiste und an seinem Glauben. Aber im großen und ganzen sind das doch Ausnahmen. Im allgemeinen bestärkt sich immer: Wo die Eltern, wo namentlich der Vater ein wachsameres Auge hat auf den jungen Mann, wo der Vater das Seltene tut, so viel in seinen Kräften steht, daß dann der Sohn in dieselben Fährden einlenkt; in den meisten Fällen gleicht der Sohn dem Vater. Daher muß der Vater strenge Aufsicht führen über die heranwachsende Jugend, damit sie geschützt werde vor der ihr drohenden Gefahr. Den jungen Leuten soll nichts in die Hände kommen, Geschriebenes oder Gedrucktes, was verkehrt ist. Sehet nach unter euren Vätern! Haltet ihr gute katholische Zeitungen? Beseitigt ihr schlechte Romane?

Der Vater muß wissen, mit wem seine Kinder umgehen — sind ihre Freunde brav und sittlich? In unserer Zeit ist es notwendig, daß die heranwachsende Jugend, besonders in großen Städten, auch in der freien Zeit unter guter Aufsicht stehe und ihr die richtigen Freunde zugesührt werden. Da für sorgen die Gesellen- und Jünglingsvereine. Wie mancher Vater kümmert sich aber um diese Vereine gar nicht, die doch für seine Söhne der beste Halt wären? Denn dort wird nicht bloß für gute Freunde und sittliche Züchtung gesorgt, sondern für das Fundament eines christlichen Lebens: Die Erfüllung der religiösen Pflichten. Wenn daher der Sohn in die Stadt oder in einen größeren Industrieort kommt, soll der Vater sofort nach dem Vereine fragen. Sorget also nicht bloß dafür, wie es gewöhnlich geschieht, daß der Knabe eine Stelle hat, sondern auch dafür, daß der gute Same, der zu Hause ausgestreut wurde, erhalten bleibt. Unsere Erziehungsweise ist eben, wie alles Uebrige, vom Zeitgeiste der Gewinn- und Genußsucht ganz durchdrungen; darum gilt mehr als je in der Erziehung der Kinder: „Sorget zuerst für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.“



Die Festmesse

Von A. W.

An einem heiteren Julitage des Jahres 1791 wurde in einem kleinen, nur wenige Meilen von Wien entfernten Dorfe das Kirchenfest gefeiert. Der Himmel strahlte im prächtigsten Blau und keise spielte die warme Sommerluft in den Kronen der alten Linden, welche in weitem Bogen einen Teil der Kirche umgaben. In derselben war eben die Predigt zu Ende und das Hochamt sollte gleich beginnen. Da kam, den Hut in der Hand und den Kopf tief auf die Brust gesenkt, gedankenvoll ein städtisch gekleideter Mann daher. Derselbe war fremd im Orte und sein heutiger Ausflug galt nur der Erholung, welcher er sichtlich zu bedürfen schien, denn er sah blaß und lebend aus. Er mochte in der Mitte der Dreißig sein und seine Gestalt war klein und schwächlich. Blinnte man in seine Augen, mußte man ihn liebgekommen, denn Herzensgüte und kinderhaftes Vertrauen sprachen aus ihnen; auch ein Freund von Scherz und guter Laune schien er zu sein. Jetzt aber war er ernst und weltverhoren; keise summite er vor sich hin und mit dem Hute schlug er den Takt dazu. Da kam er an die offene Kirchentür, aus welcher das Stimmen der Instrumente an sein Ohr drang. Ueberlegend blieb er eine Weile stehen, dann schaltete er schalkhaft und gleich darauf trat er in das Innere der Kirche.

„Kannst dir den Bärm ja auch einmal gönnen, die Ohren wirb's sicher nicht kosten und kennen wirb' mich sicherlich kein Mensch!“ murmelte er, indem er wohlkennnt die dunklen Stiegen zum Chöre emporstieg, wo er sich unbemerkt an einen Pfeiler der Orgel lehnte; diese war schon sehr alt und galt weit und breit für ein Meisterwerk.

Welches Leben herrschte heute da oben? Alle Musiker auf drei Meilen in der Runde waren erschienen und sämtliche Vörier der Nachbarschaft hatten ihre besten Sänger und Sänginnen gestellt, denn dem alten, mehr als hiebzighährigen Kantor Friedolin Streuber schlug so leicht niemand eine Note an, und kaum war die Kirchenmusik dahier ja weit und breit berühmt und jeder nahm als eine Ehre, dabei mitzuwirken, wurden ja doch nur die besten Kräfte zugelassen. Vollzählig waren sie heute versammelt: viele schon hoch bei Jahren und alle einte die gemeinsame Liebe zur Musik. Not und Sorgen konnte man auf ihren Gesichtern lesen, welche der bittere Kampf des Lebens eingegraben; nun aber lag erwartungsvolle Feststimmung darauf.

Auch der Kantor schien gerade nicht übermäßig viel von den genossenen Herrlichkeiten des Lebens erzählen zu können. Seine Augen, welche im Laufe der langen Jahre sich gewöhnt hatten, recht demüthig dreinzuschauen, leuchteten jedoch heute begeistert und siegesfreudig auf, sollte doch eine neue Messe von Mozart aufgeführt werden. — Von Mozart!

Welche Verehrung trugen diese schlichten Menschen für diesen großen Meister und seine Werke in dem Dörfchen, und nur mit Ehrfurcht nannten sie seinen Namen. Nun gar Friedolin Streuber! Kannte er doch nichts Heiligeres als die Musik; hatte sie ihm ja jeglich bisher über alle Trübsal des Lebens hinweggeholfen und in tiefstem Leid stand sie ihm als treueste Freundin lindernd zur Seite.

Nun wollte er, gleich einem Feldherrn vor der großen Schlacht, eine ermunternde Rede an seine Truppen halten. Mit dem Bogen klopfte er an seine Geige und mit leiser, aber feierlicher Stimme begann er:

„Lebt uns nun mit unseren schwachen Kräften leisten, soviel wir imstande sind, gilt es doch ein neues Werk unseres unsterblichen Mozart! Sind wir auch nicht die Auserwählten, so sehen wir dafür unseren guten Willen ein, und mehr Liebe und Dankbarkeit für ihn, der so Herrliches geschaffen, sieht sicher niemand als wir!“

Bei dieser schlichten aber herzlich aufrichtigen Ansprache zog es dem Fremden hinter der Orgel fast wie Nahrung über das Gesicht.

„Dah ich ihn gesehen, als ich vor Jahren in Wien gewesen, ich wählte mir nichts Lieberes auf der Welt; Holz bin ich darauf und tief in meinem Herzen lebt sein laures Bild! — So laßt uns denn mit Gottes Hilfe das große Werk beginnen, und spielen wollen wir, als wenn unser lieber Mozart selbst zugegen wäre!“

Ein Klopfen auf das Dirigentenpult, und es wogte und brauste nun in Tönen. Man fühlte alsobald, daß tüchtige Musiker beisammen waren, die voll begeistert Liebe mitwirkten.

Der kleine Mann hinter der Orgel schien solches nicht erwartet zu haben, denn erkannt horchte er auf; dann aber nickte er beifällig mit dem Kopfe, schlug den Takt dazu, und von Zeit zu Zeit murmelte er: „Recht brav! Recht brav!“ Er war etwas vorgezogen. Der Organist schien sich bei einer schweren Orgelstelle nicht am besten zutroffen zu finden; da schob der Fremde den Spieler mit einem höflichen: „Erlauben Sie!“ sanft beiseite, so daß diesem nicht erst Zeit zum Protellieren blieb, denn schon erbrauste die Orgel mächtig durch die Kirche, daß alle tiefe Verwunderung erfaßte. Die Instrumente schwiegen, die Orgel hatte Solo. Diese Klänge schienen nicht von dieser Welt zu sein und staunend blickten sie auf den kleinen Mann, der so Gewaltiges vollbrachte. Nun hob dieser den Kopf und Begeisterung strahlte aus seinem blassen Gesichte. Da konnte der Kantor voll in dasselbe sehen und gar tief und lange blickte er in die strahlenden Augen. Es war ihm wie ein Traum und mit der Hand fuhr er sich über die Stirn, um sich zu überzeugen, daß er wache. — Nein, nein, das war nicht möglich! Und doch — dieses Spiel und die Säge! Fest mußte er sich an der Bekleidung halten, die Augen wurden ihm trübe und Träne um Träne rann unanhaltsam über seine Wangen. Die andern fühlten aus seinem Beharren, daß er ihn kannte, den fremden Spieler,

„Wer ist es?“ flüsterte man ihm zu. Er wollte reden, jedoch vergeblich, es versagte ihm die Stimme. Nur mit großer Anstrengung brachte er endlich hervor: „Unser Mozart ist's!“ Dann aber faltete er andächtig die Hände und mit verklärtem Gesichte hörte er nur noch auf das Spiel.

„Mozart ist's! Mozart ist's!“ so ging es schnell von Mund zu Munde. Sie würden es ja nicht geglaubt haben, wenn nicht diese wunderbaren Töne ihnen laut genug verklärt hätten: „Er ist's!“

Mit welchen Gefühlen der andächtigsten Verehrung blickten sie auf ihn hin. Ue, galt es die Säge des geliebten Meisters für ihr ganzes Leben zu erfassen und festzuhalten; Kindern und Enkeln mußten sie einst stolz verklären können: „Wir haben ihn gekannt, wir haben ihn gesehen und spielen haben wir ihn gehört!“

Nun aber galt es wieder mitwirkend einzugreifen, was im Anfange nicht recht gehen wollte, denn Jagen hatte sie erfaßt, und auch die zitternden Hände Streubers konnten kaum den Dirigentenstab mehr halten. Spielen sollten sie, wenn solch ein Mann dort an der Orgel saß! Dann aber, als nur die erste Schöpfung über, ging es begeistert weiter. Jetzt waren die letzten Töne voraus und die Festmesse zu Ende. Mozart aber — er war es wirklich — blieb noch gedankenvoll an der Orgel sitzen und niemand wagte, ihn aus seinem Stimmens auszustören. Die Leute in der Kirche hatten sich bereits verlaufen. Jetzt griff er in die Taen und brausend tönte es aufs neue und seine wunderbaren Phantasien ließ er ausklingen. Vor Königen und Kaisern hatte er gespielt, noch nie aber gläubigere und dankbarere Zuhörer gefunden wie heute. Er fühlte sich verstanden und das war ihm der schönste Lohn. Jetzt brach er ab und rasch erhob er sich. Nun wollte der Kantor ihm so recht von ganzem Herzen danken; ergriffen trat er auf ihn zu: „Die Freude — dieses Glück — ich alter Mann hätte es ja nimmer zu erleben geglaubt — und die hohe Ehre! — Wir sind nur arme Leute, heut aber sind wir reich und glänzlich geworden! Wir aber können nicht weiter danken, als mit unserer unbegrenzten Liebe, und wenn.“ — da konnte er vor Rührung nicht mehr weiter; Mozarts Hand ergriff er, und ehe es derselbe zu hindern vermochte, drückte er sie an seine Lippen und benezte sie mit Tränen.

Recht leucht schimmerte es da in des Meisters Augen. Wie er so auf diese schlichten Menschen sah, die so voll seinen ganzen Wert erkannten, da wurde seine Brust weit und er fühlte, daß das Künstlerleben Augenblicke des Glücks biete, wie kein zweites mehr, und es schien ihm, als sei er wiederum ein Jüngling, vor dem die Welt im vollen Schimmer hoffnungsvoller Jugendträumerei noch liege und vergessen hatte er auf Augenblicke, daß er arm, von vielen verkannt und nun müde gehet und krank war.

„Die Liebe und Verehrung solcher Männer ist ein reicher Lohn für alles Leid und allen Schmerz des Lebens, und ein erhebender Gedanke ist es mir, zu wissen, daß, wenn ich einst geschieden, man meiner teilhaftig werden wird.“ Heute fühlte ich mich entschädigt für viele herbe Erfahrungen auf meinem Lebenswege und nicht um eine Kaiserkrone würde ich sie lassen, meine schöne Kunst, meine heißgeliebte Musik.“

So sprach er zu den Umstehenden und reichte dem Nächsten die Hand; das aber war ein gar langes Geschick, denn niemand mochte dieser Ehre verlustig werden und jeder wollte einst sagen können: „Ich habe Mozarts Hand gedrückt!“

Dann ging's hinaus aus der Kirche. Im Freien angekommen, bat ihn der Kantor, da er es nicht verschmäht, mit ihnen zu musizieren, möge er es auch nicht ablehnen, heute als sein Gast unter ihnen zu weilen und seinem Hause diese Ehre noch erweisen. Als derselbe zugesagt, ging es ins Dorf hinein, und ein gar sonderbarer Aufzug war es: der kleine, unscheinbare Fremde inmitten dieser Männer mit entblößten Häuptern, denn das ließen sie sich

trotz aller Einsprache nicht nehmen; wie ein König mußte er geehrt werden.

Später sahen sie beim heiteren Mahle, den goldene Oesterreicher wurde nicht gespart und all ihre Hochkunst hatte unseres Kantors ehrsame Ehehälfte aufgebieten, um ihre Gäste festlich zu bewirten.

Als sie erfuhr, wer der Besuch sei, hätte sie vor freudigem Schreck in den Boden sinken mögen, und da sie wagte, wie ihr Mann ihn verehrte, traute sie sich kaum, die Augen zu erheben. Als er aber ihre Festklagen so lobte und mit ihrem jüngsten Enkelkinde, dem fünfjährigen Feis, gar lustig plauderte und denselben dann so herzlich küßte, war sie wie verklärt.

Auch musiziert wurde, und so war das Spinet noch nie erklingen, wie heute unter des großen Künstlers Händen. Unter fröhlichem Gespräche sahen sie dann noch lange beisammen und es schien, als könne sich Mozart gar nicht trennen. Die Sonne begann schon zu sinken und rotgoldig drangen ihre letzten Strahlen durch die Fenster, da erhob er sich, um zum Abschiede einige Worte zu sprechen.

„Wie schwer es ist, aus dem Kreise lieber Menschen zu scheiden, fühle ich nun so recht aus Herzensgrunde. Ein tröstender Gedanke ist es mir, zu wissen, daß ich im Leben unter viel Leid und Not auch recht viele Liebe gefunden. Diesen schönen Tag, ich werde ihn nicht vergessen, und wenn ich einstens nicht mehr bin, dann denkt an mich zurück. Nicht um Geld und Gut habe ich meine schöne Kunst verkauft; heilig und wahr lebt sie in mir und so nur habe ich sie verkundet. Um die herrliche Musik, sie lebe hoch für alle Zeiten!“ Klirrend trafen sich die Gläser.

„Heut in einem Jahre komm ich wieder!“ rief er noch und jubelnd wurde das Bersprechen aufgenommen. Dann nahm er von der Hausthür und der Küchenthür herzlich Abschied. Noch einen Kuß drückte er auf den Mund des kleinen Feis und einen Spezialeter gab er ihm, daß sich das Kind nicht genug verwundern konnte über den großen weißen Kreuzer. Dinaus ging es dann, bis vor den Ort, wo sein Wagen hielt, der ihn nach Wien zurückzuführen sollte. Ein Abschiednehmen gab es, als sei es für immer; achzend wurden die Tücher geschwenkt, so lange nur der Wagen noch zu sehen, und feucht glänzte es in aller Augen, als er ihren Blicken entschwand. Vom Dorfe herüber drang jetzt das Abendblauen durch die Stille. Da zog der Kantor den Hut ab und faltete fromm die Hände — die anderen taten ein Gleiches — und mit bewegter Stimme sprach er: „Der Herr lasse ihn noch lange leben zur Freude und Erhebung aller, das wolle Gott! Amen!“

Nur wenige Monate waren vorüber, da kam an den Kantor ein Brief von Mozart. — Seinen lieben guten Freund nannte er ihn darin und alle, mit denen er beisammen gewesen, lud er ein, nach Wien zu kommen, um der ersten Aufführung seiner Zauberflöte beizuwohnen. Wie hätten sie da nicht gehen sollen? Welch freudiges Wiedersehen gab es und so ganz ohne einen Funken Stolz war er. Auch sein liebes Weib, seine Konstanze, und seine Kinder sahen sie, und freundlich und herzlich waren alle gegen sie.

Abends saßen sie im Theater und es tröste ihnen das Herz vor Erwartung. Zum Brechen voll war der Raum, denn heute sollte es ja etwas ganz Außerordentliches gesen. Es mußte bald beginnen. Da öffnete sich die Thür des Orchesters und Mozart trat herein, setzte sich an das Dirigentenpult und nahm den Taktstab in die Hand. Nun wandte er sich um — ach, wie blaß und eingesunken war sein Gesicht, ein tiefes Leiden mußte an ihm zehren. Als er das Theater so dicht gefüllt sah, leuchtete es recht glücklich aus seinen Augen und es freute ihn von ganzem Herzen, daß seine lieben Freunde so zahlreich erschienen waren.

Als er an das Pult geklopft, trat feierliche Stille ein und es erklang zum erstenmal die unsterbliche Ouvertüre zur „Zauberflöte“. Tieferschüttelt lauschten die Anwesenden diesen

Tönen und es wurde immer herrlicher im Laufe des Abends. Welche zaubervolle Melodien voll des schmelzenden Liebreizes bekamen sie zu hören; welche Erhabenheit lag in den Priester-Chören und über alles legte sich verkärend und veredelnd seine gottbegnadete Wunderkraft der Musik. Des Jubels war kein Ende. Dankbar lächelnd nickte Mozart seinen Gästen zu.

Als der letzte Ton verhallt, da regnete es Blumen und Kränze auf ihn nieder und es war, als habe sich sein voller Wert auf einmal allen klar gemacht. Mitten in dem Beifallstosen wurde ihm jedoch so weh ums Herz, die Tränen kamen ihm über die Augen und es war ihm, als sollte dies die letzte große Freude seines Lebens sein.

In stiller Nacht wanderte der Kantor zurück mit seinen Getreuen, nachdem ihnen Mozart zum Abschiede noch fest versprochen, daß er sicher auf ihr nächstes Kirchenfest komme. Nur wenig wurde geredet auf dem Nachhausewege; es war ihnen das Herz so voll.

Das Jahr war noch nicht zu Ende und wieder wie damals standen sie auf dem Chore ihrer heimatlichen Kirche. Der Altar war schwarz behangen, denn eine Trauermesse wurde gelesen. Däster brannten die Kerzen.

Alle waren sie erschienen und in Feiertagskleidern waren sie gekommen, trotzdem es mitten in der Woche, und so ernst und traurig sahen sie darein. Einer aber fehlte und doch hatte er ihnen versprochen, fest versprochen, in einem Jahr wieder hier zu sein. Der aber ruhte nun, gebettet in der kühlen Erde, zu Wien auf dem Friedhofe von St. Marx, und seinem Andenken zu Ehren waren sie da.

Auch wie damals wurden manchem die Augen feucht und vor Tränen konnten sie oft die Noten nicht erkennen; mußten sie doch immer und immer an den geschiedenen Meister denken, der kaum vor Jahresfrist noch so fröhlich unter ihnen gewelt.

Als die Totenmesse zu Ende und der Pfarrer im Vaterunser für den Verstorbenen sprach, fielen sie auf die Knie und aus tiefster Seele beteten sie und feierlich klang dann ihr „Amen“ durch die Kirche.

Gleich einem Seher rief nun der Kantor: „Er ist geschieden, der Name Mozart aber wird bestehen bleiben, solange es Musik und Menschen gibt!“

Dann schlug der alte Mann die Hände vors Gesicht, setzte sich still auf eine Bank und weinte wie ein Kind.

Ehre

Erzählung von Medea.

Es war ein großer Empfang bei Kommerzienrat Römer. Equipage auf Equipage fuhr vor dem glänzenden Hause vor, und die eleganten Salons waren durch unzählige elektrische Flammen tageshell erleuchtet.

Es sollte heute eben auch ausnahmsweise hoch hergehen; denn zum ersten Male empfing Herr Römer, seit er den Titel Kommerzienrat führte, seine vielen Freunde.

Ja, der Finanzmann war noch um eine Stufe höher gestiegen in Ehre und Ansehen der Welt, und wer wußte, ob der reiche Mann nicht bald auch in den Adelsstand erhoben werden würde? Gehörte doch Kommerzienrat Römer nicht nur zu den Großen der Handelswelt — hatte er doch kürzlich auch das althergebrachte Rittergut Volzig von der verarmten Familie Daber von Dalitz angekauft und seiner Gemahlin zu ihrem Namenstag zum Geschenk gemacht, so mochte er schon der rechte Mann sein, um der Welt Ehren und Auszeichnungen auf sich zu häufen.

Zum mindesten hatten beide Gatten ganz das Benehmen großer Leute und ihre Gäste ließen sie auch offenbar so gelten. Wie sollten sie auch nicht? Speiste man doch vortrefflich bei dem Herrn Kommerzienrat, wies sein Weinkeller doch die besten Marken auf und wurden seine Salons doch von Namensträgern hoch angesehenen Familien besucht. Waren das nicht Gründe genug, die Römers zu ehren?

Selbst Herr von Dalitz hatte sich vollwiegender gefunden und der Einladung zum heutigen Feste im Römer'schen Hause mit Weib und Sohn und Tochter entsprochen, um mit dem Käufer seines besten und größten Gutes auf „gute Nachbarschaft“ anzuknüpfen, immer aufs neue versichernd, daß er froh wäre, sich Volzig vom Dalse geschafft zu haben, da sein Majorat Altdalitz gerade gemüge für den Luxus eines Landbesitzes bei den schlechten Zeiten für die Landwirtschaft.

Daß diese Rede nicht aufrichtig gemeint war und nur die Not — das unvernünftige Schuldenmachen seines Sohnes — Herrn von Dalitz gezwungen hatte, das herliche Volzig daran zu geben — das Heiratsgut seiner Gemahlin — und sie auch nicht so von seinem Gastgeber genommen wurde, war Herrn von Dalitz sehr wohl bekannt, da die großen Schulden, die auf dem Gute lasteten, sowie die unbezahlten Wechsel seines Sohnes seinem Hauptgläubiger, dem Herrn Kommerzienrat Römer, kein Geheimnis gewesen waren. Allein das schadete and bekümmerte ihn nicht.

Man machte eben Redensarten und gab sich, wie es gang und gäbe war unter den Weltleuten.

Und war Herr von Dalitz in den Augen des reichen Broken auch ein ruinierter Mann, sein Name hatte für ihn Wert als Aushängeschild für seine Salons, wie wiederum Herrn von Dalitz und besonders seinen Kindern die Leute, die man hier fand, von Nutzen sein konnten. Sein Sohn mußte sich eine reiche Frau zu werben suchen, und wo fände er die andere als in der Finanzwelt, die hier so reich vertreten war, und wenn der junge Römer etwa für seine Tochter zu gewinnen gewesen wäre, so wäre damit das liebe Volzig, von dem man sich so schweren Herzens getrennt, den Dalitzern zurückgegeben: eine Aussicht, die seine stolze Gemahlin bewogen hatte, ihre kühle, reservierte Haltung der Kommerzienrätin gegenüber aufzugeben.

Und in der Tat ließ es Frau Dalitz, eine hohe, aristokratische Erscheinung, an Liebesswürdigkeit der Frau Kommerzienrat gegenüber nicht fehlen, und wenn auch die ehemalige Mina Kessel, die bei der Modistin gearbeitet, bei der die Freiin von Maiba, jetzige Baronin von Dalitz, ihre Toiletten hatte machen lassen, innerlich triumphierte, daß auch die gnädige Frau von Dalitz ihr den Hof machte. Frau Kommerzienrat hatte mit der Zeit so vortrefflich gelernt, auch ihrerseits die vornehme Dame zu repräsentieren, daß kein Zug ihres Gesichtes verriet, daß sie sich geschmeichelt fühlte, obgleich sie es war.

Wie sie sich selber brennend den Adel wünschte, so wünschte sie sich ebenfalls für ihren Sohn eine recht vornehme Verbindung. Und klug, wie sie war, erkannte sie in der Liebesswürdigkeit des freiherrlichen Ehepaars sofort den Grund und Zweck.

Freilich war die Familie jetzt verarmt, nicht mehr das, was sie in früheren Jahren war, aber immerhin war sie verwandt und verschwägert mit dem vornehmsten Adel, so daß eine Verbindung mit ihr gleichbedeutend war mit der Erhebung der Römer in den Adelsstand, und deshalb war die Kommerzienrätin durchaus den Plänen der Dalitzer geneigt, die sie vollkommen durchschaute, so hoch sie auch ihren einzigen Sohn hielt und natürlich auch hoch mit ihm hinaus wollte.

Suchend gingen jetzt die Blicke der Frau Kommerzienrat über die Schar der Gäste. Sie hatte Bernhard einen Wink gegeben, sich besonders ritterlich dem Fräulein von Dalitz gegenüber zu zeigen.

„Sie hat sehr an Volzig gehangen, und so ward es ihr schwer, daß sie es verkaufen mußten, und wir jetzt die Besitzer des Gutes sind — und wirst du sicher eine Form finden, ihr etwas Liebesswürdiges zu sagen.“

Und richtig! In dem Augenblick, da die Mutter den Sohn erspäht hatte, war ihr auch die Bemertung, ihn sich Fräulein von Dalitz nähern zu sehen.

Fräulein von Dalitz war gleich ihrer Mutter eine feine, aristokratische Erscheinung; ohne gerade eine Schönheit zu sein, hatte sie angenehme Züge, eine zarte Haut und prächtiges, aschblondes Haar, das durch die Art, wie es frisiert war, sehr vorteilhaft zur Geltung kam.

Als sich Bernhard ihr näherte, legte sich für einen Augenblick ein leichtes Rot auf ihre Wangen.

Es war nicht Freude, nicht Bemertung, das es hervorgerufen, sondern ein Gemisch von Scham und Schmerz. Sie wußte ja von den Plänen ihrer Eltern, daß ihre Hand ihnen das verlorene Gut wiederbringen sollte, das nicht unverschuldetes Unglück, sondern bodenloser Reichtum, erst des Vaters, und dann des Sohnes, ihnen genommen — und das sie doch, ach, so lieb gehabt, auf dem sie ihre glückliche, sorgenlose Kindheit verlebte hatte.

Hätte sie da wohl günstig auf den Sohn des jetzigen Besitzers sehen sollen, den jungen Broken, dessen Eltern es verstanden, Geld auf Geld zu häufen, und damit auch das Recht zu besitzen meinten, sich in den Besitz der Ältesten und edelsten Geschlechter zu setzen?

Nein, Karola von Dalitz konnte nicht heucheln und sich nicht den Plänen ihrer Eltern fügen.

So empfing sie die Annäherung Bernhard Römers mit kühlster Gleichgültigkeit. Al ein dieser schien es nicht zu gewahren. Ungezwungen wußte er ein Gespräch mit der kühlen jungen Dame einzuleiten und fortzusetzen, nicht wie ein Brok, der auf seine Millionen pocht, sondern wie ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, der weiß, welche Saiten er anzuschlagen hat, um einen sympathischen Ton erklingen zu lassen.

Karola von Dalitz wußte nicht, wie es geschah; sie vergaß in der Unterhaltung mit dem jungen Römer nicht nur ihre Vorurteile, sondern auch ihren Entschluß, kühl und abweisend ihn zu behandeln.

Er erzählte so hübsch und interessant; sie hatte so viele Berührungspunkte und gleiche Interessen, so zum Beispiel auf die Kunst und die Vorliebe für ländliche Genüsse. Nein, Bernhard Römer war kein Brok, sondern wirklich ein einfacher, gut unterrichteter, kluger Mann, dem zuzuhören, geistige Anregung gab.

Ja, Karola von Dalitz ertappte sich sogar auf dem Wunsche, daß Bernhard Römer sie zu Tische führen möchte. Und eine fast eifersüchtige Regung ergriff sie, als sie sah, daß er Fräulein Goldstein seinen Arm bot.

Wie konnte ein Mann wie Bernhard Römer an dieser Dame Gefallen finden? Fanni Goldstein war die moderne Frau, wie sie im Buche steht. Frei im Urteilen und Handeln, trat unentwegt für die Frauenrechte ein, obgleich sie doch eine echte Tochter was mit allen ihrem Geschlechte anhängenden Schwächen war, oberflächlich und eitel, auf den Schaum und Schein bedacht, ihren Launen folgend, jedweden Sport huldigend, über alles redend und urteilend.

Sie war eben Fanni Goldstein, d. h. un-gemein reich, und den reichen Leuten sah die Welt vieles, wenn nicht alles nach.

War es anfangs ihr Wunsch gewesen, sich durch Heirat ein adeliges Wappes zu verschaffen, Baronin oder Gräfin zu werden, so hätte sie doch jetzt vielleicht darauf verzichtet, wenn sie eine wirkliche Liebesheirat hätte schließen können.

Ja, Fräulein Goldstein, die trotz ihrer Verschwendungssucht ihres Vaters echte Tochter war und das Rechnen verstand, hätte wohl gar die Torheit begehen und einen armen Schluher ohne Rang und Stand ehelichen können, wenn er sich ihre Neigung gewonnen hätte, obgleich es ihr allerdings sehr lieb war, daß sich ihr Herz nicht ganz so weit auf Abwege führen zu lassen schien, sondern sich damit begnügte, die Grafenkrone eventuell schwinden zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)